

HAMBURGER

KAM
MER
SPIELE

MAMA ODESSA

Nach dem Roman von Maxim Biller



War ich überall zuhause – oder nirgendwo?
Und was wäre aus mir und Mama geworden, wenn wir
nie weggegangen wären? Hätte auch nur einer von uns
ein Buch geschrieben und veröffentlicht?

MISCHA IN „MAMA ODESSA“



MAMA ODESSA

Nach dem Roman von Maxim Biller
Bühnenfassung für die Hamburger Kammerspiele von Kai Wessel und Anja Del Caro

Aljona
Mischa

ADRIANA ALTARAS
FLORIAN LUKAS

Regie
Bühne und Kostüme
Dramaturgie
Regieassistenz
Kostümassistenz
Regiehospitanz
Ausstattungshospitanz

Licht
Ton

Technischer Leiter
Produktionsleiterin
Bühnenmeister
Requisite
Stellwerk
Maske

Inspizienz
Bühnenbau

Kostümwerkstatt

Ankleider*innen

KAI WESSEL
MAREN CHRISTENSEN
ANJA DEL CARO
LEONARD SCHMIDT
SARAH YEKANI ZARE
TONY SCHUMACHER
SILJE REICHARDT

SEBASTIAN MANIA, SVEN EDELWECK
JAN MARK BEHRENS

STEFFEN ROTTENKOLBER
SANDRA EßMANN
FRANK SCHMIDT
LILLI LESEMANN
SVEN EDELWECK
BILJANA RISTIĆ-HIPPLER, SOFIE ECKERT
UND DAS MASKENTEAM DER
HAMBURGER KAMMERSPIELE
DANIELA DALVAI, KRISTINA HOFFMANN
STEFANIE MÜLLER, OSCAR PURSCH,
CONNIE WINTER, ERCAN UYSAL
LAURA LOEHNING, EIMY SIGUAS RAMIREZ
MIT UNTERSTÜTZUNG VON BRITTA ANDERSEN
BRITTA BROERS, DIRK TREICHEL, ROSE ALBERS

PREMIERE AM 25. JANUAR 2026
IN DEN HAMBURGER KAMMERSPIELEN

AUFFÜHRUNGSDAUER: CA. 2 STUNDEN, INKL. PAUSE
AUFFÜHRUNGSRECHTE: S. FISCHER VERLAG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

LEBENSWEGE

Rada Biller, geboren 1930/31 als Tochter einer jüdischen Mutter und eines armenischen Vaters in Baku, Aserbaidschan, ging mit ihrer Familie 1937 nach Moskau, wo sie studierte und wo sie ihren zukünftigen Mann, Semjon Biller (1930–2017) kennenlernte. 1954 wurde Maxim Billers Schwester Elena Lappin in Moskau geboren. Rada, Semjon und Elena emigrierten 1950 von Moskau aus nach Prag. Hier wurde 1960 **Maxim Biller** geboren.

1970, zwei Jahre nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, emigrierte die Familie nach Hamburg, ins Grindelviertel.

Maxim Biller zog von Hamburg nach München, später nach Berlin. Elena Lappin, Billers Schwester, ging von Hamburg aus nach Israel, Kanada, in die USA und nach London. Die Eltern blieben beide bis zu ihrem Tod in Hamburg.

Maxim Biller debütierte 1990 als Schriftsteller mit dem Erzählungsband „Wenn ich einmal reich und tot bin“. Zahlreiche

Veröffentlichungen folgten. Darunter „Der gebrauchte Jude“, „Sechs Koffer“, „Biografie“ und die Familiengeschichten „Sieben Versuche zu lieben“. Zuletzt, im Herbst 2025, erschien die hochgelobte Novelle „Der unsterbliche Weil“.

2003, Rada Biller war bereits 73 Jahre alt, erschien ihr literarisches Debüt, der autobiografische Roman „Melonenschale“. Sie schrieb noch zwei weitere Bücher. Rada Biller starb 2019 in Hamburg. Sie wurde 88 Jahre alt.

Rada Biller, Elena Lappin und Maxim Biller haben sich alle drei schreibend mit ihrer Familiengeschichte und den Orten ihres Lebens auseinandergesetzt. Semjon Biller war Übersetzer.

Maxim Billers Tochter lebt in Deutschland und Israel und schreibt ebenfalls.

Maxim Biller hat seinen Roman „Mama Odessa“ vor dem russischen Überfall auf die Ukraine fertiggestellt. Erschienen ist „Mama Odessa“ 2023.



ÜBER MAXIM BILLER UND SEIN SCHREIBEN

Maxim Biller hat sich mit einer großen Zahl von Familiengeschichten in den letzten dreißig Jahren stets von neuem, fast obsessiv den Figuren einer einzigen Familie genähert, die der eigenen realen Familie des Autors in vielen Punkten gleicht: immer wieder die aus Russland stammenden Eltern, die Konflikte mit der stalinistischen Diktatur in den 50er Jahren in der Sowjetunion, die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust, die Flucht in die Tschechoslowakei und die Hoffnungen des Prager Frühlings, die erneute Flucht in die BRD nach 1968, der Übersetzerberuf des Vaters, die literaturliebende und schreibende Mutter, das Leben des Autors in Hamburg, München und Berlin, die schreibende Schwester, der Freund in Tel Aviv, die Emigration der Familienmitglieder in viele Länder.

Die Familie erscheint vor diesem Hintergrund erst einmal als ein sicherer Zufluchtsort, zumal für jüdische Emigranten, für die die Nichtzugehörigkeit zu übergeordneten Einheiten eine generationale Erfahrung ist. Nie decken sich die Figuren und die Ereignisse der hier versammelten Geschichten ganz, nie sind sie identisch, immer werden neue fiktive Varianten durchgespielt. Und doch haben diese Erzählungen immer eine ähnliche innere Struktur: die Suche nach einem Geheimnis, die Rekonstruktion von zurückliegenden Ereignissen, in denen sich die Lebenswege einer Familie mit den zentralen Geschehnissen vor allem des 20. Jahrhunderts kreuzen. Und so entstehen Tragödien – manchmal auch Komödien –, in denen die Figuren ihre Abgründe zeigen, ihre Größe und ihre Schwächen.

Eine große Erkenntnis liegt in diesen immer wieder neuen, fiktionalen Anläufen: Die Wahrheit – auch über eine Familie – ist ein schwankendes Schiff, die Biografien und Autobiografien, die Geschichten, die wir über uns selbst und über unsere Freunde und Familien erzählen, sind selbst Konstruktionen,



die Verblendungen und (meist unbewusste) Fälschungen enthalten. Wir fälschen, um uns zu rechtfertigen, um uns einem Selbstideal anzupassen, um Ängste, persönliche Interessen zu verschleiern oder peinliche Fehler zu überdecken. Von anderen „niederen“ Motiven ganz zu schweigen. Auf diese Weise werden Fiktionen und Erfindungen plötzlich zu Instrumenten, diese versteckten, verdrängten Wahrheiten genauer einzufangen als vermeintlich „faktenbasierte“ Sachbücher, also Autobiografien oder sogenannte Memoirs. [...] Maxim Biller nimmt seine Leser mit auf eine Entdeckungsreise seiner Protagonisten oder Erzähler, die am Ende mehr mit dem Suchenden als mit dem Gesuchten zu tun hat. Eindeutigkeiten lösen sich auf. Schicht für Schicht wird abgetragen, vermeintlich Sicherer erweist sich als unsicher, und die Wahrheit einer Geschichte entsteht erst im Zuge des Erzählens selbst: Alles hängt am Ende von der Kameraeinstellung ab, von der Perspektive des Betrachters.

HELGE MALCHOW, Verleger und Lektor Maxim Billers im Verlag Kiepenheuer & Witsch
Gekürzter Abdruck aus dem Nachwort zu „Sieben Versuche zu lieben“ von Maxim Biller

EINEN ORT FINDEN

In den Memoiren meiner Mutter gibt es einen Satz, der mir die Quintessenz all unserer Irrungen und Wirrungen zu sein scheint: „Jede neue Emigration war von der vorhergehenden vorweggenommen worden.“

Mein unruhiges Wanderleben ist keine exakte Kopie der Geschichte meiner Mutter gewesen,

hat aber seine Wurzeln zweifellos in ihren Erfahrungen.

Das Ziel allen Wanderns besteht darin, einen Ort zu finden, den man Zuhause nennen kann, wenn nicht für die gegenwärtige, dann für die nächste Generation.

ELENA LAPPIN, „In welcher Sprache träume ich?“



„Die Sehnsucht nach der Mutter ist eine unheilbare Krankheit.“

So sagte es ein 26-jähriger Patient, ein Sohn einer Mutter, der sich bei Alain Braconnier in Behandlung befand.

MÜTTER UND SÖHNE

Zum Thema Trennung in Beziehungen befragt, schrieb der französische Schriftsteller und Journalist Jean d'Ormesson: „Ich schwankte ein wenig zwischen verschiedenen Formen von Zerwürfnissen (Eleonore von Aquitanien und Ludwig VII., Musset und George Sand, Flaubert und Louise Colet etc.), als mir plötzlich die Idee kam, dass in meinem Leben wie in dem vieler anderer ein ganz entscheidender Bruch eingetreten war ... und dass er mich mehr als jeder andere aufgewühlt hatte: der Tod meiner Mutter. In ihm schien mir alles Elend dieser Welt zu liegen. Lange Zeit war meine Mutter da. Sie hatte mich mit skandalöser Parteilichkeit geliebt, und sie vergab mir unermüdlich all meine Irrtümer, meine Fehler, meine Torheiten. Nichts konnte mir zustoßen, da sie ja da war und mich liebte.“

Dieser radikalen Trennung gehen indessen im Laufe des Lebens andere, weniger brutale, aber doch notwendige Trennungen voraus: Wenn der Junge das Bedürfnis verspürt, den Rockzipfel seiner Mutter loszulassen, um zuerst ein Schuljunge, dann ein Teenager und schließlich ein Mann zu werden. Je inniger er an seiner Mutter hängt, desto konfliktreicher droht die schrittweise Abnabelung paradoixerweise zu werden. Selbst als Jazzliebhaber möchte man niemandem Thelonius Monks Schicksal wünschen, der unter schwerwiegenden psychischen Störungen litt und sein ganzes Leben lang, auch, nachdem er geheiratet hatte,

in der New Yorker Wohnung bleiben musste, in die er als Kind mit seiner Mutter gezogen war. Sicherlich ist es für ein kleines Kind nur schwer zu ertragen, seine Mutter fortgehen zu sehen, wenn sie es in den Kindergarten oder in die Schule bringt. Das ist die berühmte Trennungsangst, die bei Kindern zwischen anderthalb und vier Jahren natürlich und normal ist. Diese Angst, seine Mutter weggehen und gar völlig verschwinden zu sehen, wird mehr oder weniger latent das ganze Leben lang fortbestehen. So muss der Held des Romans „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, der mit seiner ihm in symbiotischer Zuneigung verbundenen Mutter nach Venedig gereist ist, erleben, dass er beim Herannahen der mütterlichen Abreise in den Palästen, die er so sehr bewundert hat, nichts anderes mehr sieht als Marmorstücke und Marmorblöcke; und das sonst so schöne Wasser der Kanäle erscheint ihm von nun an nur mehr wie ein Gemisch aus Stickstoff und Wasserstoff. Die Aussicht darauf, dass sich seine Mutter entfernen wird, verwandelt seine Weltsicht, sie verdüstert sie und lässt sie aus den Fugen geraten. Im selben Augenblick jedoch lässt sich der Erzähler von der Stimme eines Sängers auf einer vorbeifahrenden Barke gefangen nehmen. Und schon projiziert er sich in die Melodie und verschmilzt mit dem Gesang ...

ALAIN BRACONNIER, Autor, Psychologe und Psychoanalytiker

„DIE GESCHICHTE EINES ADJEKTIVS“

Wie man eine kurze Erzählung schreibt? Ich glaube überhaupt nicht an Rezepte oder Lehrbücher, und im Übrigen – es ist mir peinlich das zuzugeben, vielleicht ist es ja ein reaktionäres Gefühl –, aber die Literaturhochschule macht mir richtig Angst. Ich verstehe ja, dass man dort daran arbeitet, den Menschen mit einer höheren Kultur und einer höheren Qualifikation auszustatten, das muss ja auch sein; wenn man dort Französisch und Englisch unterrichtet, ist das prima, aber wie man jemandem das Schreiben beibringen soll – das verstehe ich nicht. Hier kann man nur aus eigener Erfahrung sprechen.

Ich bemühe mich darum, meine Leser auszuwählen, und ich lege Wert darauf, es mir dabei nicht leicht zu machen. Der Leser, für den ich mich ins Zeug lege, ist klug, gebildet, von gesundem und strengem Geschmack. Überhaupt bin ich der Meinung, dass eine Erzählung nur von einer sehr klugen Frau richtig gelesen werden kann, weil diese Hälfte des Menschengeschlechts zumindest bei ihren guten Exemplaren manchmal über den absoluten Geschmack verfügt, so wie manche Leute das absolute Gehör haben. Hauptsache,

man stellt sich einen Leser vor, und zwar einen möglichst strengen. Bei mir ist es jedenfalls so. Der Leser wohnt in meiner Seele, aber da er schon ziemlich lange dort wohnt, habe ich ihn mir nach meinem Bild und Angesicht zurechtgebastelt. Vielleicht ist dieser Leser schon mit mir verschmolzen.

Bringen Sie niemals eine Erzählung in dem helllauf begeisterten Zustand direkt nach der Niederschrift zu Gehör, hängen Sie die Nachricht von der Entbindung nicht gleich an die große Glocke. Man darf das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es bedarf einiger Anstrengung, sich dazu zu zwingen, nicht gleich vorzulesen, nicht ins Nachbarzimmer zu laufen, sondern stattdessen die Erzählung erst einmal abhängen zu lassen und dann mit frischem Gefühl zu lesen. Im Übrigen überlege ich mir, sobald ich meinen Leser ausgewählt habe, auch schon, wie ich diesen klugen Leser übers Ohr hauen, benebeln kann. Ich schätze den Leser. Eine furchtbare Sache, diese alte Schauspielerweisheit: „Das Publikum ist dumm.“

Man muss sich einen ernstzunehmenden Kritiker vornehmen und ihn benebeln bis zur Besinnungslosigkeit. So viel Selbstliebe muss man haben. Aber sobald dieses Gefühl erwacht, hören Sie auf, Grimassen zu schneiden.

Mein Verhältnis zu den Adjektiven – das ist die Geschichte meines Lebens. Wenn ich meine Biografie schreiben würde, bekäme sie den Titel „Die Geschichte eines Adjektivs“. In meiner Jugend habe ich geglaubt, Üppigkeit ließe sich üppig ausdrücken. Aber dem ist nicht so. Es ist vielmehr so, dass man sehr oft vom Gegenteil herkommen muss. „Was zu schreiben war“, habe ich ja mein Leben lang fast immer gewusst, aber da ich es nicht auf zwölf Seiten konnte, mir selbst Fesseln anlegte, musste ich erstens bedeutungsschwere, zweitens einfache, drittens schöne Worte wählen.

ISAAK BABEL,
„Der Schaffensweg des Schriftstellers“ – Ein Gespräch





SEHNSUCHTSORT ODESSA

Alle Bilder von Odessa kreisen um die große Treppe von Sergej Eisensteins Film „Panzerkreuzer Potjomkin“. Sie ist die Kulisse für eine der grandiosesten Szenen der Filmgeschichte. Über die Treppe rollt, Stufe für Stufe hinabschaukelnd, ein Kinderwagen. Die Augen der Mutter sind vom Schrecken geweitet, ihr Mund ist zum lautlosen Schrei geöffnet. Die Treppe herab marschieren automatengleich Soldaten, ihre Bajonette nach unten gerichtet. Sie werden die Revolte der Arbeiter, die der Meuterei auf dem Kriegsschiff zu Hilfe eilen wollen, niederschlagen. Das Kind in dem Wagen hat keine Chance. Es handelt sich um eine Urszene menschlicher Ohnmacht und panischer Angst. [...] Odessa war eine Vielvölkerstadt, wie man sie sonst auf dem Kontinent kaum mehr finden konnte. „Es kann keine zweite Stadt geben, deren Bevölkerung so gemischt, aus allen Nationen Europas und Asiens so zusammengesetzt wäre, wie die von Odessa,“ schrieb ein deutscher Reisender. „Auf den Straßen herrscht ein wahrhaft babylonisches Sprachgewirr, man hört Italienisch, Englisch, Deutsch, Griechisch, Türkisch, Persisch, Tatarisch, Serbisch, Polnisch und Russisch mit allen nur möglichen Idiomen.“ [...] Die stärkste und kompakteste Gruppe indes stellten die Juden dar. Als die Stadt gegründet wurde, soll es sechs Juden gegeben haben, 1855 waren es 17 000, also etwa 22 % der Einwohnerschaft; bei der allgemeinen Volkszählung 1897 lebten immerhin fast 140 000 Juden in Odessa, das waren etwa 34,4 % der Bevölkerung. Sie stammten in der Regel aus Wolhynien, Podolien, Litauen, aber auch aus dem österreichischen Galizien und sogar aus Deutschland. Die größte Synagoge der Stadt hieß nach dem galizischen Brody Brodski-Synagoge. Jiddisch war nach dem Russischen die am meisten gesprochene Sprache. [...] Zwischen 1861 und 1914, zwischen großen Reformen und Ausbruch des Ersten Weltkriegs, verfünfacht sich die Einwohnerzahl Odessas.

Die Eisenbahnen erreichen nun die Stadt, pumpen Weizen und Menschen in die aus allen Nähten platzende Hafenmetropole. Odessa ist nun eine Drehscheibe auf der Karte der Waren- und Geldströme, Teil der mediterranen Welt und der Levante zwischen Konstantinopel und Marseille, Smyrna und Port Said. Von Odessa träumen die Romanfiguren Victor Hugos ihren Traum vom grenzenlosen und schnellen Reichtum. Odessa wird zur Kapitale einer bunt gemischten Bourgeoisie und zum Fluchtpunkt von Mühseligen und Beladenen aus dem ganzen östlichen Europa. [...]

Die Stadt bekommt im Moment ihrer rapiden Expansion einen grandiosen, kuppelgeschmückten Bahnhof, ein in den kommenden Revolutionen und Kriegen immer wieder heftig umkämpftes Objekt; einen modernisierten und erweiterten Hafen, moderne Krankenhäuser und Kliniken, Schulbauten, Wassertürme, das große Gefängnis am alten Städtischen Friedhof, eine Pferdebahn, eine Tram belgischer Bauart und Geschäfte neuen Typs, Passagen genannt. Auf den wichtigsten Boulevards schließen Kinos aus dem Boden: Beaumonde, Odeon, Paris, Urania, Elefant. Odessa bekommt, was in einer prosperierenden Stadt auf keinen Fall fehlen darf: eine Bühne, auf der sich auch internationale Stars einfinden. So baut Odessa in den 1880er Jahren eines der prunkvollsten und elegantesten Opernhäuser Europas, ein Palais Garnier mit Blick auf das Meer, entworfen und ausgeführt vom Wiener Büro Helmer und Fellner, das den ganzen Kontinent zwischen Leipzig und Odessa mit seinen Entwürfen beliefert. Es kommt zur Zellteilung Odessas. In Odessa gibt es, wie Isaak Babel berichtet: „ein sehr armes, dichtbevölkertes und leidendes Judenghetto, eine sehr selbstzufriedene Bourgeoisie und eine erzreaktionäre Stadtduma.“ In Odessa entstehen Viertel für die Immigranten aus dem Schtetl und aus den ukrainischen



und bessarabischen Dörfern. In der Moldowanka konzentriert sich das jüdische, kleinbürgerliche Odessa, auch das Odessa der Gauner, das Revier des Königs Benzion Krik aus Isaak Babels „Odessaer Geschichten“. [...] Auf den Abhängen zum Meer hin, wo der Französische Boulevard verläuft, entstehen in Lanscheron, Nowaja Arkadija und in der Kleinen und Großen Fontanka Villen und Wochenendhäuser: die weiße Architektur des Seebads mit verglasten Veranden, die Szenerie der Sommergäste. Im, bis dahin sehr einheitlichen, Stadtbild tauchen neue Akzente auf. Die Formenwelt des *melting pot*. In einer Stadt der vielen Völker, Sprachen und Konfessionen sind das mehr Stile als anderswo. [...] Odessa wurde zu einem Zentrum des Emanzipationskampfes der russischen und osteuropäischen Juden. Fast alle Vordenker der

jüdischen Emanzipation hatten eine Odessaer Adresse. Über Odessa ging aber auch der Strom der jüdischen Emigration nach Übersee und nach Eretz Israel – besonders nach den Pogromen 1881 und 1905. Odessa, so meint Jewgenij Golubowskij, der Vizepräsident des Weltverbandes der Odessiten, habe keine Philosophen, sondern Schriftsteller und Musiker hervorgebracht, und diese wahrlich in verschwenderischem Überfluss. „In Odessa hat sich alles so glücklich gefügt“, schreibt Konstantin Pautowskij, „um einen Stamm von tatkräftigen, talentierten und gebildeten Menschen hervorzubringen. [...] Zur Odessaer Plejade gehörten Isaak Babel und Konstantin Pautowskij, das Autorengespann Ilf und Petrow, die Dichter Eduard Bagrizzkij und Vera Inber. Odessa in den Zeiten des Bürgerkriegs war ihre Universität. Isaak Babel war absichtlich aus dem bürgerlichen Elternhaus



in die Moldowanka übersiedelt, um die Welt der Kriminellen und Überlebenskünstler zu studieren. [...]

Odessas große Zeit ging zu Ende in einer Serie von gewaltsamen Brüchen: Erster Weltkrieg, Revolution, Bürgerkrieg, Repressalien der 30er Jahre, Terror der deutschen und rumänischen Besatzung während des Zweiten Weltkriegs und die lange Zeit der Abschließung von der großen weiten Welt. Es ist eine Geschichte des Verfalls, der Entvölkern, des massenhaften Sterbens und des fast unbegreiflichen Wiederaufbaus und Wiederaufstiegs. Mit jedem Schub ging ein Stück Odessa zugrunde. Wer hatte in den Wirren von Krieg und Bürgerkrieg nicht alles Anspruch auf Odessa angemeldet! Deutsche, Rumänen, Rote, Weiße, Italiener, Griechen, Engländer, Franzosen. Odessa zwischen 1918 und 1920 war eine Stadt der wechselnden Fronten und des heillosen Wirrwarrs. „In jenem Jahr“, schreibt Paustowskij, „staunte jeder über das unvorstellbare Völkergemisch Odessas. In dieser Hinsicht übertrumpfte Odessa alle Städte des Südens.“ Paustowskij

blickte von der berühmten Treppe aus auf die Bucht: „Mit Flüchtlingen überfüllte Dampfer fuhren nach Konstantinopel ab ... Alle Zugänge zum Hafen hinab waren verstopft. Es schien, als müssten Gärten und Häuser unter dem Andrang der Menschen bersten, als würden auch sie gleich nachgeben und in die Tiefe stürzen ... Zertretene Koffer, Bündel und Körbe glitten und kollerten wie missgestaltete Lebewesen unter den Füßen der Menschen auf den Wegen zum Hafen hinab. Sachen quollen aus ihnen hervor, schlängen sich um ihre Beine, so dass die Flüchtenden Frauenhemden, Spitzen, Kinderkleider und Bänder hinter sich her schleiften. Diese Gegenstände aus Friedenszeiten machten das Bild der Flucht noch trauriger ... Und nun sah es aus, als wiegten sich die Umhänge von selbst auf unsichtbaren Wellen und schwammen als schwarze Teppiche zum Hafen hinab ... Wir sahen, wie die Leinen gekappt wurden und die Dampfer abstießen, ohne die Laufstege einzuholen. Die Stege glitten ab und stürzten mit den Menschen ins Meer.“ Die Stadt starb. Die Zahl „wilder Häuser“, die leer standen, weil

ihre Besitzer verschwunden waren, ging in die Tausende. „In jenen Jahren entvölkerte sich Odessa immer mehr.“ [...]

Ein zweiter Schlag von ungeheurer Zerstörungskraft war die deutsche und rumänische Besatzung während des Zweiten Weltkriegs. Das betrifft die physischen Zerstörungen etwa des Bahnhofs und der Hafenanlagen. Es betrifft die Entvölkern der Stadt infolge der Evakuierung von 300 000 Menschen und der Fabrikanlagen. Vor allem aber bedeutete es den Untergang des jüdischen Odessa. Odessa war 907 Tage unter deutscher Herrschaft. Die Stadt, die Widerstand leistete, schien sich in die Katakomben zurückgezogen zu haben. Man kann heute in einem Teil des Hunderts von Kilometern umfassenden Tunnel- und Katakombensystems hinabsteigen. Keinen Ausweg gab es für die 100 000 Odessaer Juden, die noch in der Stadt waren und die, zusammengetrieben in Moldowanka und Slobodka, vom damaligen Chworostin-Platz aus den Todesmarsch in die transnistrischen Lager antraten, wo sie entweder durch Seuchen

umkamen oder zu Zehntausenden von den Einsatzkommandos ermordet wurden. [...] Odessa hat sich von den äußerlichen Schäden der Kriegszeit rasch erholt. Die Bevölkerung kehrte aus der Evakuierung zurück. Die Stadt wuchs rasch. In der Nachkriegszeit hat sich ihre Bevölkerung fast verdoppelt, so dass heute 1,2 Millionen Menschen in „Groß-Odessa“ leben. Und doch sprechen viele vom Abschied von Odessa. Ihr Hauptgrund ist die jüdische Emigration der 70er bis 90er Jahre, die auch die Perestroika und die Auflösung der Sowjetunion nicht hat beenden können. Odessiten findet man heute überall auf der Welt – in Tel Aviv, Brighton Beach, Berlin. Alteingesessene wissen, dass „Odessa Mama“, wie die Stadt fast zärtlich genannt wird, sich seine Kinder heranzieht und keine zwei Generationen braucht, um aus Nicht-Odessiten, seien sie nun Ukrainer, Moldawier, Russen oder Juden, Odessiten zu machen.

KARL SCHLÖGEL, Historiker, Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2025



ODESSA IM JANUAR 2026

Heute Nacht hatten wir wieder Alarm. Wir haben gelernt mit Unsicherheit zu leben. Seit Monaten erleben wir nahezu täglich Drohnen- und Raketenangriffe. Luftalarm ist kein Ausnahmezustand, es ist Teil des Alltags. Wir schlafen immer nur in kurzen Etappen, oft angezogen. Vorgestern zum Beispiel hatten wir einen sehr schweren Angriff auf unsere Region und besonders im Fokus stehen die Energie- und Hafenstruktur, weil unsere Stadt heute einer der wichtigsten logistischen Knotenpunkte der Ukraine am Schwarzen Meer ist.

Wir haben jeden Tag manchmal fünf, manchmal zwölf Stunden keinen Strom.

Manchmal bedeutet das für uns tagelange Blackouts nach Angriffen. Vor ein paar Wochen waren wir sechs Tage im Blackout, kein Licht, für viele bedeutet das auch kein Wasser, keine Heizung, keine stabile Kommunikation und das Problem ist, es ist jetzt sehr kalt. Die stille Solidarität ist eine der wichtigsten Ressourcen jetzt in der Ukraine. Russland verfolgt mit diesen Angriffen mehrere Ziele gleichzeitig, es geht nicht nur um wirtschaftliche Schwächung, sondern auch um psychologischen Druck.

KARINA BEIGELZIMER, Lehrerin und Journalistin aus Odessa beschreibt die aktuelle Situation in Odessa während des andauernden russischen Angriffskriegs.

Deutschlandfunk 14. Januar 2026

EMIGRATION

Das Leben hat viele Inhalte, und es bringt mit sich mancherlei Erschütterungen. Niemals wird es nur von einem Ereignis, von einem Umstand bestimmt. Die Emigranten denken nicht immer, nicht ohne Unterbrechung daran, dass sie sich im Exil befinden und ein gewisses Regime in der Heimat hassen oder sogar bekämpfen. Nicht stets und pausenlos können sie „Emigranten im Hauptberuf“ sein – es wäre gar zu quälend und übrigens einfach langweilig. Zwar ist ihr Leben weitgehend beherrscht von der einen großen, alles verändernden Tatsache: dem

Exil. Indessen hören einige große Gefühle nicht auf, das Menschenherz zu beschäftigen: Ehrgeiz und Liebe, Einsamkeit und Hunger, Freundschaft und die Angst vorm Tode – oder die Sehnsucht nach ihm ...

Die Zeit vergeht, im Exil wie zu Hause Menschen finden sich und verlieren sich; haben Erfolge oder Misserfolge; werden krank, verfallen Lastern, werden wieder gesund oder sterben; verwelken oder blühen auf.

KLAUS MANN, „Der Vulkan“

NÖRDLICHE ELEGIEN

DIE VIERTE

Drei Stadien kennen die Erinnerungen.
Das erste gleicht dem jüngstvergangnen Tag.
Die Seele unter gnadenvollem Himmel;
Der Leib genießt besiegigt ihren Schatten.
Noch ist das Lachen nicht erstorben, Tränen rinnen;
Der Tintenfleck ist nicht vom Tisch gerieben,
Der Kuss – als Siegel auf das Herz gedrückt –
Der einzige im Abschied, unvergesslich ...
Nicht lange wehrt es ...
Kein Himmel birgt uns mehr, nur irgendwo
In öder Vorstadt ein verwaistes Haus,
Eisend im Winter und im Sommer brütend,
Asyl der Spinnen und des Staubs, wo Briefe,
Einst flammend, nun vermodernd, wo Portraits
Sich insgeheim verwandeln und wo Menschen
Ins Haus hineingehn wie in einen Friedhof
Und sich, zurückgekehrt, die Hände waschen,
Und eine unbedachte Träne streifen
Von ihren Lidern sie – und seufzen schwer ...
Die Uhr tickt weiter, und ein Frühjahr gibt
Dem andern Raum. Rubinrot glänzt der Himmel,
Und Städte wechseln ihre Namen, und
Die Zeugen dessen, was geschah, sind tot,
Und niemand tauscht mit uns Erinnerungen
Und weint mit uns. Die Schatten gehn und schwinden.
Nicht dürfen wir sie bitten umzukehren,
Denn furchtbar träf uns, kehrten sie zurück.
Einmal erwachen wir, und wir erkennen,
Dass wir den Weg dorthin vergessen haben,
Und laufen, atemlos vor Scham und Zorn,
Zu jenem Haus, – doch wie so oft im Traum –
Ist alles anders: Menschen, Dinge, Mauern.
Und niemand kennt und liebt uns – wir sind Fremde
Am fremden Ort. Wir gingen fehl ... O Gott!
Und dann erst kommt das Bitterste: wir sehen,
Dass wir in unsres Lebens Grenzen nicht
Jene Vergangenheit zu halten wussten,
Dass sie uns fast so fremd geworden ist
Wie jenen, die mit uns das Haus bewohnen,
Dass wir die Toten nimmermehr erkennten,
Dass die, von denen Gott uns trennte, glänzend
Zu leben wussten ohne uns, und dass
Zum Besten war, was je an uns geschah ...

ANNA ACHMATOWA

WIR „FLÜCHTLINGE“

Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns „Flüchtlinge“ nennt. Wir selbst bezeichnen uns als „Neuankömmlinge“ oder als „Einwanderer“. Vor Kriegsausbruch waren wir sogar noch empfindlicher gegen die Bezeichnung. Wir taten unser Bestes, um anderen Leuten zu beweisen, dass wir ganz gewöhnliche Einwanderer seien. Wir erklärten, dass wir uns ganz freiwillig auf den Weg in ein Land unserer Wahl gemacht hätten, und bestritten, dass unsere Situation irgend etwas mit so genannten jüdischen Problemen zu tun hätte. Ja, wir waren „Einwanderer“ oder auch „Neuankömmlinge“, die eines schönen Tages ihr Land verlassen hatten – sei es, weil es uns nicht mehr passte, sei es eben aus rein wirtschaftlichen Erwägungen heraus. Wir wollten uns eine neue Existenzgrundlage schaffen, das war alles. Man muss ein Optimist und sehr stark sein, wenn man eine neue Existenz aufbauen möchte. Also legen wir großen Optimismus an den Tag. [...]

Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltags verloren. Wir haben



unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle, und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt. [...] Ich weiß nicht, welche Erfahrungen und Gedanken des Nachts in unseren Träumen hausen. Ich wage nicht nach Einzelheiten zu fragen, denn auch ich bliebe lieber optimistisch. Doch manchmal stelle ich mir vor, dass wir zumindest nachts an unsere Toten denken oder uns an die einst geliebten Gedichte erinnern. [...] Mit unserem Optimismus stimmt etwas nicht. Es gibt unter uns jene seltsamen Optimisten, die ihre Zuversicht wortreich verbreiten und dann nach Hause gehen und das Gas aufdrehen oder auf unerwartete Weise von einem Wolkenkratzer Gebrauch machen. [...] Wenn wir gerettet werden, fühlen wir uns gedemütigt, und wenn man uns hilft, fühlen wir uns erniedrigt. Wie Verrückte kämpfen wir um eine private Existenz mit individuellem Geschick, denn wir fürchten, in Zukunft zu jenem bedauernswerten Haufen von Schnorrern zu gehören, die wir und die vielen früheren Philanthropen unter uns nur allzu gut in Erinnerung haben. [...] Je weniger wir frei sind zu entscheiden, wer wir sind oder wie wir leben wollen, desto mehr versuchen wir eine Fassade zu errichten, die Tatsachen zu verbergen und in Rollen zu schlüpfen. Unsere Identität wechselt so häufig, dass keiner herausfinden kann, wer wir eigentlich sind. [...]

Ein Mensch, der sein Selbst aufgeben möchte, entdeckt tatsächlich, dass die Möglichkeiten der menschlichen Existenz so unbegrenzt sind wie die Schöpfung. Doch die Erschaffung einer neuen Persönlichkeit ist so schwierig und so hoffnungslos wie eine Neuerschaffung der Welt.

HANNAH ARENDT

Ich wollte ganze Szenen und Tage und Wochen.
Und ich wollte Wirklichkeit, nicht bloß Literatur,
die ich seit Jahren aus den Geschichten
meiner Eltern und dem Wenigen,
was ich selbst noch wusste, machte.

MISCHA IN „MAMA ODESSA“

Literaturhinweise

- Achmatowa, Anna: *Gedichte*, Suhrkamp Verlag, 1990.
- Arendt, Hannah: *Wir Flüchtlinge*, Essay erschienen 1943 in The Menorah Journal, Reclam Verlag, 2024.
- Babel, Isaak: *Gespräch Der Schaffensweg des Schriftstellers*, Schriftstellerverband 1937 in: Isaak Babel, *Wandernde Sterne - Dramen, Drehbücher, Selbstezeugnisse*, Hrsg. U. Heftsch, B. Kaibach, übersetzt von B. Kaibach, P. Urban, Carl Hanser Verlag, 2022.
- Beigelzimer, Karina: *in einem Beitrag in Deutschlandfunk* 14. Januar 2026.
- Biller, Maxim: *Sieben Versuche zu lieben – Familiengeschichten* von Maxim Biller, S. Fischer Verlag, 2022.
- Braconnier, Alain: *Mutterliebe – Warum Söhne starke Mütter brauchen*, Deutsche Verlagsanstalt München, 2006.
- Lappin, Elena: *In welcher Sprache träume ich? – Die Geschichte meiner Familie*, Kiepenheuer & Witsch, 2017.
- Malchow, Helge: gekürzter Abdruck aus dem Nachwort zu: *Sieben Versuche zu lieben – Familiengeschichten* von Maxim Biller, S. Fischer Verlag, 2022.
- Mann, Klaus: *Der Vulkan – Roman unter Emigranten*, Rowohlt Verlag, 1977.
- Schlögel, Karl: *Entscheidung in Kiew – Ukrainische Lektionen*, Kapitel: *Ach Odessa. Eine Stadt in der Zeit großer Erwartungen*, S. 127 ff., 132-139, Carl Hanser Verlag, 2015.

Einige Texte und Überschriften wurden aus redaktionellen Gründen gekürzt, bearbeitet und der neuen Rechtschreibung angepasst.

Impressum

HERAUSGEBER: Hamburger Kammerspiele

INTENDANZ & GESCHÄFTSFÜHRUNG: Axel Schneider

KAUFMÄNNISCHE GESCHÄFTSFÜHRUNG: Dietrich Wersich

REDAKTION: Anja Del Caro

TITELFOTO: Anatol Kotte PROBENFOTOS: Bo Lahola

GRAFIK-DESIGN: Jana Klüssendorf

DRUCK: kleinkariert Produktion e.K.

Gefördert von



Thomas J.C. und Angelika Matzen Stiftung



HAMBURGER KAMMERSPIELE
HARTUNGSTRASSE 9-11 | 20146 HAMBURG
040 - 41 33 440 | WWW.HAMBURGER-KAMMERSPIELE.DE